

auch ihre Meinung äußern dürften; aber gerade bei derartigen Werken sollte der Verleger, ohne Rücksicht auf persönliche Vorurteile oder Nachteile, besonders kritisch verfahren und auch die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes prüfen, bevor er es, wenn auch nur zum Kommissionsverlag, annimmt.

Zu der Gruppe der quantitativen Überproduktion leiten über die zahlreichen Doktordissertationen, die im Buchhandel erscheinen. Sie gehören, namentlich im Gebiet der Medizin, auch zur Gruppe der qualitativen Überproduktion, nicht weil sie ohne Kenntnis der Sache geschrieben sind — davor schützt das Imprimatur der Fakultät —, sondern weil sie durchweg wissenschaftlich nichts Neues bringen, sondern nur alte Weisheiten durch neue Fälle illustrieren. Ihre Titel lauten daher auch meist, bezeichnend genug: »Ein Beitrag zur Kasuistik der . . .«. Es würde völlig genügen, wenn diese Dissertationen nur auf den Bibliotheken (im Tauschwege) erhältlich wären und der Handel damit im übrigen Privileg einiger Großantiquariate bliebe; der reguläre Buchhandel wird durch derartige Druckschriften m. E. nur unnötig belastet. Eine andere Frage ist es, ob es nicht nachgerade an der Zeit wäre, die Anforderungen, die an eine Doktorarbeit zu stellen sind, auf eine höhere Stufe zu heben; diese Frage zu entscheiden liegt aber außerhalb der Befugnis des Buchhandels.

Zur quantitativen Überproduktion gehört es ferner, wenn dieselbe wissenschaftliche Arbeit in zweierlei Form veröffentlicht wird, z. B. in einem Sammelwerk und überdies als Sonderdruck. Häufig kommt dies bei Habilitationschriften vor, die z. T. zuerst in einer Zeitschrift, hernach vervollständig selbstständig erscheinen. Dies ist m. E. ein Unrecht gegen die Leser der Zeitschrift, denen mit dem Bruchstück selten gedient ist und die häufig die vollständige Buchausgabe erwerben, trotzdem aber im Abonnementspreis auch den ihnen nutzlosen in der Zeitschrift veröffentlichten Torso mitbezahlen müssen. Ebenso ist die Veranstaltung von Sonderausgaben von Zeitschriftenbeiträgen, ohne deutlich ihren Ursprung zu bezeichnen, zu verwerfen: es wird andern nicht anders ergangen sein als mir, der ich des öfteren Arbeiten erworben habe, die mir später beim Lesen bekannt vorkamen, bis ich schließlich feststellen konnte, daß ich den Aufsatz schon in einer Zeitschrift gelesen hatte. Nebenbei bemerkt ist es eine sehr üble, fast auf Täuschung hinauslaufende Bequemlichkeit mancher Antiquare, in ihren Katalogen bei solchen Titeln gar nichts oder nur anzugeben »S. A.«, ohne zu sagen, aus welchem Sammelwerk der Abdruck stammt, da man vielfach diese Notiz übersieht oder vergißt, durch Rückfrage beim Antiquar festzustellen, aus welchem Werk der Separatdruck stammt. So erwirbt man oft altbekannte Aufsätze, da die Titel — namentlich in der Medizin — oft so wenig unterscheidend sind, daß man nicht feststellen kann, ob einem der Aufsatz schon begegnet ist oder nicht.

Auch der Umstand, daß die Kosten des Sonderdrucks meist keine erheblichen sind, sollte den Verleger nicht veranlassen, den auf eine Sonderausgabe abzielenden Wünschen der Verfasser nachzugeben. Ist es doch auch für ihn vorteilhafter, ein ganzes Heft anstelle des Sonderdrucks abzusetzen. Vielfach wird von den Autoren zur Begründung ihres Wunsches nach einer Sonderausgabe die Furcht geäußert, daß die Arbeit sonst den auf verwandten Gebieten Forschenden unbekannt bleiben könnte; diese Furcht ließe sich m. E. leicht dann zerstören, wenn die Fachzeitschriften auf allen Gebieten, wie es viele schon jetzt tun, nicht nur über Bücher, sondern auch über in anderen Zeitschriften erschienene Aufsätze Referate bringen oder doch wenigstens kurz auf diese Aufsätze hinweisen würden. Nebenbei bemerkt, verdienen auch oft Feuilletons in unseren großen Tageszeitungen Referate in Fachzeitschriften, wie sie z. B. die Schelsche »Historische Zeitschrift« für geschichtliche Aufsätze bringt.

Schlimmer als die vorhin gekennzeichneten Arten der Überproduktion ist aber m. E. diejenige, die darin besteht, daß jeder größere Verleger unbedingt auf seinem Spezialgebiet mindestens eine Zeitschrift und ein Lehrbuch besitzen will, ganz gleichgültig, ob der wissenschaftliche Bedarf schon gedeckt ist. Warum es z. B. (einschließlich der referierenden) acht Zeitschriften deutscher Sprache gibt, die sich mit Physiologie des Menschen befassen, ist mir schon lange rätselhaft gewesen. Für jedes wissenschaftliche

Forschungsgebiet sollte eine Zeitschrift genügen, die auch zu referieren hätte, in der für alle Meinungen Raum sein müßte; durch schärfere Auswahl der Arbeiten würde ein unheimlicher Umfang begrenzt werden können. Eher würde es sich empfehlen, für Teilgebiete eigene Zeitschriften zu gründen, wie das ja auch für die physiologische Chemie geschehen ist; in solcher Zeitschrift fände dann jeder wissenschaftlich Arbeitende das literarische Material beisammen, und es entstünde nicht der Arbeitsverlust wie beispielsweise bei der Suche nach Reichsgerichtsentscheidungen, von denen die amtliche Sammlung nur einen kleinen Bruchteil bringt und die nun zerstreut in allen möglichen juristischen Zeitschriften veröffentlicht werden. Die Verleger sind keineswegs schuldlos an dem jetzigen Zustand: bei Abschluß des Vertrages sollten sie darauf achten, daß die Zeitschrift nicht auf eine Richtung eingeschworen ist; sonst dürfen sie sich nicht wundern, wenn eine andere wissenschaftliche Richtung, eine andere Schule ein eigenes Organ beansprucht, um ihre Meinung ausprechen zu können. Vielfach wird so die Konkurrenz gezüchtet.

Der einzige richtige Weg, diese Überproduktion an Zeitschriften wirksam zu bekämpfen, ist — aber wohl schwerlich aus wissenschaftlichen Gründen — von einigen Verlegern beschritten worden, indem sie Konkurrenzzeitschriften aufkauften und mit ihren eigenen vereinigten. Die beträchtlichen finanziellen wie urheberrechtlichen Schwierigkeiten, die diesem Verfahren entgegenstehen, lassen ähnliche Pläne jedoch nur selten Wirklichkeit werden, obwohl Wissenschaft wie Buchhandel sich gut dabei stehen würden.

Dabei genügen wissenschaftlich vielfach die vorhandenen Zeitschriften wie Lehrbücher; und wo es manchmal fehlt, ist das selten Schuld des Verlegers, sondern dem Umstand zuzuschreiben, daß es niemand gibt, der den Mut hätte, die oft sehr schwere und entsetzungsreiche Arbeit auf sich zu nehmen und zu einem guten Ende zu führen. Hieran liegt es z. B., daß weder für Sabignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, noch für Kellers Römischen Zivilprozeß, von Wach, in 6. Auflage, 1883 meisterhaft bearbeitet, neue Auflagen oder Ersatzwerke vorliegen, obwohl danach andauernde Nachfrage besteht. — Dann kommen Lehrbücher, von einem findigen Verleger ausgehend, auf den Markt, aber sie ermangeln höherer wissenschaftlicher Qualitäten und damit auch bald der Käufer.

So wird, teils durch die Schuld der Autoren, teils und fast noch häufiger durch die Schuld der Verleger, die Überproduktion zu einer dauernden Plage; und da viele Werke unbekanntlich liegen bleiben, Zeitschriften zu wenige Abonnenten finden, verteuern sie unnötigerweise die guten Bücher und Zeitschriften. Dabei steigen durch den Ehrgeiz mancher kapitalkräftigen Verleger die Autorenhonorare in einer Weise, daß kleinere Verleger das Rennen aufgeben müssen. Hier droht eine weitere Gefahr: so gerecht es ist, daß Geistesarbeit ihren guten Lohn erhält, so sicher ist es — obwohl Herr Geheimrat Bücher das zu erwähnen vergessen hat —, daß heutzutage die Bücherpreise in erster Linie vom Honorar abhängig sind. Durch hohe Verkaufspreise wird aber zweifellos der Absatz vielfach verlangsamt, das Risiko erhöht, was in anderer Weise Kompensationen erfordert. Durch diese hohen Honorare wird, in Verbindung mit dem langfristigen, dem Sortiment zu gewährenden Kredit, das Verlagsgeschäft immer mehr kapitalisiert und den kapitalschwächeren Kreisen unmöglich gemacht. (Eine Statistik über das durchschnittliche Betriebsvermögen der Verlagsbuchhandlungen und der von ihnen erbrachten Verzinsung ist mir leider nicht bekannt geworden.) — Diese Verdrängung vieler kleineren Handlungen durch wenige große Firmen in Leipzig, Berlin, München usw. birgt die Gefahr in sich, daß die großen Firmen vielfach an sich gute Verlagsangebote ablehnen werden, weil sie dafür weder Interesse noch die Möglichkeit haben, ein Werk von mehr lokalem Interesse zu vertreiben (ich denke hier namentlich an die vielen Publikationen historischen Inhalts, von denen an Ort und Stelle ansässige Firmen schon durch persönliche Bekanntschaften leicht einen Absatz erzielen können, den der in einer Großstadt ansässige Verleger nie erreichen würde). Die Abgelehnten aber könnten dadurch unter Umständen verleitet